Leben und Treiben im Feldlager!

Hans Röhring beschreibt, wie die Milizen von Nebraska ihr Lager aufschlugen.

Llano Grande, Tex. 15. Juli.— Wir hatten eine ziemlich gute Fahrt bis wir in Waybewright, Okla. anlangten. Ein Bahnunglück, das sich zwanzig Meilen vor uns ereignet hatte, hielt uns etwa 18 Stunden auf, und wir waren gezwungen nach Muskogee zurückzufahren. Dies hatte für uns das Gute, daß wir im dortigen Rundhaus ein Schauerbad nehmen konnten, was für uns alle sicherlich eine Wohltat war. In Houston, Tex. hatten wir dann noch einmal Gelegenheit, ein Schauerbad zu nehmen in einer Badeanstalt, welche die Stadt zur Bequemlichkeit der auf der Fahrt nach der Grenze befindlichen Truppen errichtet hatte.

Die Weiterfahrt verlief ziemlich glatt, bis wir etwa 200 Meilen von Brownsville, Tex. entfernt waren. Die Regenzeit hatte gerade eingesetzt und es waren 11 Zoll Regen gefallen. Wir kamen dort Donnerstag durch. Die ganze Gegend war unter Wasser und wir mußten mehrmals wegen Unterwaschungen der Strecken anhalten, wodurch wir wiederum eine Verzögerung von einem Tag hatten.

Freitag früh langten wir in unserem Lager an, oder vielmehr in dem Gehölz, in welchem wir unser Lager aufschlagen sollten. Dies war gestern. Glauben Sie mir, wir hatten Spaß genug, wenn man es Spaß nennen will. Das Erste, was wir zu tun hatten, war, das Gehölz von allen Sträuchern und Kakteen zu befreien, die im Wege waren. Wir fanden viele Schlangen, Taranteln, Skorpione und vieles andere Ungeziefer, und töteten die meisten davon, da wir nicht wußten, ob sie giftig waren oder nicht. Plötzlich stieg eine dunkle Wolke am Horizont auf und wir beeilten uns, unsere Zelte aufzuschlagen. Wir hatten gerade noch Zeit, zwei Zelte zu errichten, als es zu gießen begann. Unsere Ausrüstung wurde in einem Zelt untergebracht und die ganze Kompagnie in das andere hinein gezwängt.

Nachdem der Regen aufgehört, sah es wirlich gut aus. Wir mußten etwa einen Block lange Gräben graben, um das Wasser abzuleiten, errichteten die übrigen Zelte und gruben Gräben um sie herum, nachdem wir das Innere von allem Gras geklärt hatten. Wenn alles fertig ist, sieht das Innere eines Zeltes beinahe so glatt aus, wie ein Billardtisch. Die nach dem Zelt gelegenen Ränder der Gräben wurden aufgeschüttet, damit kein Wasser in die Zelte dringen konnte.

Dann kam die Kompagniestraße an die Reihe. An jeder Seite derselben wurde ein Abflußgraben von einer Breite von 1½ Fuß und ein Fuß tief gegraben. Alle Baumstumpfen wurden ausgegraben, sowie alles, was irgenwie im Wege war, beseitigt. Die aus dem Graben herausgeschaufelte Erde wurde in die Mitte der Straße aufgeworfen, damit dieselbe etwas höher ist als die Seiten, um das Regenwasser besser ablaufen zu lassen. Dies alles wurde in einem Tage vollbracht. Leider kann ich Ihnen kein Bild des Lagers senden, da es hier keine Photographen gibt. Sie würden glauben wir errichteten hier eine neue Stadt mitten in den Wäldern.

In der ersten Nacht schliefen wir nicht sehr bequem. Die Erde war ziemlich feucht und wir hatten keine Feldbetten. Jedoch wurden uns Mosquitonetze geliefert. Jetzt sind wir jedoch schon völlig eingerichtet, und das Drillen und die Schießübungen werden nun wohl bald beginnen.

Wir liegen hier etwa fünf Meilen von der merikanischen Grenze entfernt und ungefähr dreißig Meilen unterhalb von Brownsville, wo sich die meisten kürzlichen Unruhen ereigneten, sodaß wir irgend eine Zeit dorthin berufen werden können. Auch der Golf ist nicht weit von hier. Erhielt heute früh eine Nummer der Tribüne, welche mir von Lincoln nachgesandt wurde. Besten Dank hierfür. Mit den besten Grüßen Ihr

Hans F. Röhring.

Comp. E, 5. Nebr. Inf. Rg.
Llano Grande
via Mercedes, Texas.

Carey Cleaning Co., Webster 392. —Anz.

Spezialpreise an Kleiderkoffer.

Feiner Garderobekoffer mit feinem Faserstoff-Ueberzug, mit verstärkten Enden und metallenen Ecken. Starke, verläßliche Verschlüsse und Beschläge. Vorzügliche Ausführung — wünschenswert — in Größen von 34 Zoll, 36 Zoll und 38 Zoll. Ihre Auswahl für

$11

FRELING & STEINLE

„Omahas beste Kofferfabrikanten"

1803 Farnam

Wir machen gern kleine Reparaturen.

Storz
TRIUMPH BEER
OR
Old Saxon Bräu
Is So Good You'll
Smack Your Lips
and Ask For More
Storz Brewing Co.
Omaha

Opposition gegen Prohibition.

Little Rock, Ark., 19. Juli. — Trotzdem die Stimmgeber von Arkansas erst bei der Wahl im November sich darüber schlüssig werden sollen, ob die staatliche Prohibition, welche am 1. Januar Gesetzeskraft erlangte, beibehalten werden soll oder nicht, wurde schon eine Anzahl von Petitionen, welche den Widerruf des Gesetzes und Einführung eines Local Option-Gesetzes wie im Staat Ohio verlangen, beim Staatssekretär Benjamin Griffin von der Arkansas Local Self-Governments-Liga hinterlegt. Die Petitionen haben 17,713 Unterschriften oder 5,000 mehr, als nötig sind, um die Widerruf-Abstimmung auf den Wahlzettel zu bringen.

Bahnhofsraub.

Iowa City, Ia., 20. Juli. — Im benachbarten De Witt drang gestern in aller Frühe ein bewaffneter und maskierter Kerl in den dortigen Bahnhof ein, zwang den Nachtbeamten E. H. Sahling, die Hände in die Höhe zu heben und entnahm dem Geldschrank $27.50. Nach der Beraubung zwang der Bandit den Beamten, ihn eine Meile weit auf den Bahngeleisen zu begleiten, damit dieser nicht Gelegenheit hatte, den Alarm zu geben.

Aus dem Staate.

Superior. Hier verschied Montag abend der hiesige Geschäftsmann J. A. Doerr nach mehrmonatlicher Krankheit. Der Entschlafene war vor etwa vier Jahren von Fremont nach Superior gezogen.

William Sternberg
Deutscher Advokat
Zimmer 950—954, Omaha National Bank-Gebäude.
Tel. Douglas 962 Omaha, Neb.

"THE OLD RELIABLE"
Metz Beer
Wm. J. Swoboda Retail Dealer
Phone Douglas 222, Omaha, Neb.

Etwas über Taschen.

„Hans, steck' doch 'mal meine Handschuhe ein."

„Fritz, das kleine Paketchen stört mich entsetzlich, steck's doch in die Tasche."

„Karl, den Fahrschein nimmst Du wohl an Dich?" — — —

Sind die Männer noch jung, tun sie's gern — ganz jung beglückt es sie sogar — älter aber brummen sie — brummen sagt ich, obwohl sie zehn bis fünfzehn Taschen haben.

Die Frau hat meist gar keine Tasche. Eine moderne Frau selbstverständlich nicht.

Wir wollen ja zugeben, daß der Mann Mißbrauch mit seinen Taschen treibt. Eine verständnisvolle Untersuchung der Männertaschen würde gar manches zutage fördern, was absolut nicht hinein gehört. Manches darin wird geradezu zum eisernen Bestand. Briefe ohne Wert, jahreall oft, die keinen Daseinszweck mehr haben; Bilder, zufällig einmal eingesteckt, ausgeschriebene Notizbücher, die längst durch neue ersetzt wurden; Rechnungen, Quittungen und noch vieles andere erwirbt ein Gewohnheitsrecht an seinen Platz. Ja, manches darin soll sogar schon zu Katastrophen geführt haben.— —

Je mehr ein Mann in seinen Taschen hat, desto größer und bedeutender fühlt er sich. Das hat bis zu einer gewissen Grenze seine Berechtigung; denn das Bewußtsein, daß er bei sich trägt, was er braucht, gibt ihm eine große Sicherheit. Ja, ich behaupte sogar, die vielen Taschen geben dem Mann z. T. sein großes Ueberzewicht.

Kommt z. B. in fremden Ort eine Dame an einen Postschalter, das sehnlich erwartete Geld abzuholen, so bringt sie die Forderung des Beamten nach einem Ausweis zumeist in Verwirrung. Sie kramt hastig in der Tasche herum — ich meine natürlich die Handtasche — in der sie auf der Reise außer dem Taschentuch, der Geldbörse, den Schlüsseln, dem Spiegelchen, auch oft noch ihre Juwelen birgt — und findet nichts. Der Mann hingegen, der hinter ihr steht und zu dem gleichen Zweck am Schalter ist, sieht lächelnd ihre Verlegenheit. Er selbst zieht seine Brieftasche, steckt sein Geld ein und denkt: So sind die Frauen, ein Spiegelchen haben sie, aber das Notwendigste nie.

Oder: Findet der Mann in der überfüllten Straßenbahn keinen Platz, so hält er sich mit der linken Hand an dem oben hängenden Riemen fest, greift mit zwei Fingern der rechten Hand in die kleine Tasche, den bereit gehaltenen Nickel heraus zu nehmen. Die Frau in der gleichen Lage macht ihre Handtasche auf, wozu sie zwei Hände braucht, nimmt ihre Börse heraus, macht sie auf und schaukelt inzwischen verzweifelt im Wagen herum, mit ihren spitzen Absätzen alle benachbarten Füße bedrohend oder verletzend.

Solcher Beispiele gibt es viele.

Warum nun hat die Frau keine Tasche in ihrer Kleidung? Weil sie keine will. — Psychologisch betrachtet — sie will sich ihrer Hilfsbedürftigkeit nicht ganz entkleiden. Die Hilflosigkeit, die gelegentliche Schwäche gehört zur Eva. Sie entzückt die Männer. Alles ganz schön, wenn Evchen jung ist und sie einen lieben Mann mit vielen Taschen hat, der auch ewig leben bleibt. Anders jedoch, wenn sie älter ist oder allein steht.

Wenn eine angegraute Schöne ihr Spitzentüchlein aus dem Aermel zieht und sich die Nase schnaubt, so ist das geradezu lächerlich, wie süß, wenn's ein rosenrotes Jungfräulein tut.

Der Durchschnitt der Frauen aber steht heute im vollen Leben, arbeitet und erfüllt Pflichten, und zu denen paßt das taschenlose Getändel nicht. Auch die Handtasche ist kein Ersatz für die Kleidertasche. Das Taschentuch macht sie zu dick, zerknitterte Zettel und Briefschaften; es trägt oft die Schuld, daß andere Dinge, besonders Schlüssel, mit ihm herausgezogen und verloren werden. Die Handtasche schuf zudem den Verbrechertyp der Handtaschenräuber, und der Schrecken bei derartigen Ueberfällen hat schon manchen schweren Nervenschok zur Folge gehabt. Die Frau der Jetztzeit, von der man Einspringen in jede Tätigkeit, Arbeit auf allen Gebieten verlangt, braucht so gut wie der Mann freie Hände. Sie braucht in ihrem Kleid richtige Taschen.

Die jetzige Mode eignet sich prachtvoll dazu.

Sie bringt der Frau die Tasche und damit mehr Sicherheit und Unabhängigkeit. Die Industrie, die bisher die Handtasche schuf, soll die Damenbrieftasche mit Notizbuch in geeigneter Form auf den Markt bringen.

Die goldenen, juwelengeschmückten Handtaschen mit den vielen kostbaren Unnötigkeiten daran, die fast stets die berüchtigten Ueberfälle veranlassen, gehören nicht auf die Straße. Im Theater, dem Konzertsaal, der Gesellschaft ist Gelegenheit genug, sie zu zeigen.

Den alten, lieben Pompadour, in dem die alten Damen ihr Strickzeug bargen wenn sie ins Kaffeekränzchen gehen, wollen wir bestehen lassen. Nach ihm greift kein Räuber; da weiß er, daß er sich nur in die Finger sticht.

Mint Jelly. Für Mint Jelly oder „Mint"-Geschmack an anderen Gelees, befreit man die Mint-Blätter von den Stielen und rechnet die Blätter von 6—12 Stielen auf 12 Gläser Gelee. Man zerdrückt die Blätter und bindet sie in ein Cheesecloth-Säckchen, das man im Kessel mit der Frucht kochen läßt. Hauptsächlich gibt man Crabapple- oder Traubengelee diesen Mint-Geschmack. Man kocht das Säckchen so lange mit, bis die gewünschte Stärke des Geschmacks im Fruchtgelee erreicht ist.

Himbeer-Essig. Man bedecke 4 Quart Beeren mit Essig und läßt sie 24 Stunden stehen; nun drücke man die Beeren aus dem Essig aus und füge 4 Quart neue Beeren dem Saft bei, bis die Beeren auf diese Art drei Mal hinzugefügt wurden; dann schlage man sie durch, erhitze sie und schäume sie ab. Auf jedes Pint Syrup kommt ein Pfund Zucker; jetzt läßt man das Ganze erst kochen, schäumt es wiederum ab, fülle es in Flaschen und verwahre dieselben gut.

Abonniert auf die Tägliche Tribüne

Der Ring.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Es gab kaum einen Gegenstand, der nicht im Laden des alten Steen in der Pickbalge zu finden gewesen wäre. Da standen und lagen Tausende von Dingen über- und untereinander: schadhafte Möbel mit verschossenen, staubigen Bezügen, Leuchter, Porzellansachen, alte Gipsfiguren, Delfter Teller, Wandbilder und Spiegel, Geweihe, Stall- und Hauslaternen, Wand- und Taschenuhren, Vogelkäfige, silberne Löffel, alte Waffen, Brillen und Ferngläser, altes Schuhwerk und gebrauchte Kleidungsstücke aller Art. Unter einem gläsernen Klappdeckel, säuberlich von den übrigen Sachen getrennt aber prangten goldene Broschen, Armbänder, Ketten und Ringe, die Steen einmal in Zahlung genommen, oder als Pfand behalten hatte. Besonders zahlreich waren die Ringe. Da waren große und kleine, schmale und breite, mit Steinen besetzte, protzig stolze und ganz schlichte, bescheidene Reifen, dünn und abgeschliffen vom langen Tragen und der Arbeit, die die Hände verrichtet, die einen solchen Ring getragen hatten. Diese Ringe hatten keinen größeren Goldwert, und man sah ihnen an, daß nur die bittere Not sie in Steens Laden geführt hatte.

Jeder dieser Ringe hatte seine Geschichte. Aber die Geschichten waren nicht alle gleich leicht zu lesen. Einige ließen ihre Schicksale schon bei flüchtigem Beschauen erraten, wie bei manchen Menschen, denen man die müde, traurige Geschichte ihres Lebens vom Gesicht ablesen kann. Andere blieben auch bei aufmerksamem Betrachten verschlossen, stumm und geheimnisvoll. Aber alle waren einmal in Liebe geschenkt und in Liebe getragen worden, und fast alle hatten Tage erlebt, an denen die Hände, die sie getragen, darauf geschworen hätten, den Ring nie wieder zu lassen. Wenn die Geschichten dieser Ringe einmal erzählt würden—, wieviel vergessene Liebe, verwehte Leidenschaft und schleichende Kälte, wieviel herzbedrückende Angst und Not, wieviel Hochmut, Leichtsinn und seufzende Ergebung würden darin mitreden. Nun lagen sie in einem verstaubten Sammetkasten unter einem gläsernen Deckel und warteten auf den Tag, der sie wieder ins Leben hinausführen sollte.

Das kam nicht so selten vor, als man hätte meinen sollen. Steen war nicht allzu teuer mit seinen Ringen, Er begnügte sich mit geringem Nutzen und zahlte selbst nicht mehr als irgend nötig für die Ware.

Während des Krieges mehrten sich die Ringe in Steens Kasten von Woche zu Woche. Immer seltener aber wurde es, daß jemand kam, den einen oder andern zu erwerben.

Eines Abends trat die kleine Katharine Dünzelmann in Steens Laden. Sie diente oben in der Wallstraße. „Oben", sagt man in der Pickbalge, weil man zu den vornehmen Häusern an dieser Straße vom Ohlmeyersgang aus durch eine hohe steinerne Treppe hinaufsteigt, die, zwischen ein paar riesigen Hauswänden eingeklemmt, eng und dunkel aus der Tiefe der kleinen Gasse zu der breiten Straße hinaufführt, vor deren Häusern im Frühling die Bäume grünen und die Vögel singen. Unten in der Pickbalge und im Ohlmeyersgang kennt man nur den Lärm der Spatzen, die sich auf Dachrinne und Straße um den Rest einer gekochten Kartoffel, die im Rinnstein zelegen, zu balgen pflegen.

Die kleine Katharina hat den Steenschen Laden noch nie betreten. Sie ist in einem andern Stadtteil aufgewachsen. Aber ihre Freundin, die in der Wallstraße beim Konsul Richters dient und im Ohlmeyersgang aufgewachsen ist, hat ihr erzählt, was man alles bei Steen in der Pickbalge für billiges Geld kaufen kann. Und da sie von ihrer letzten Lohnzahlung nicht viel mehr anzulegen hat, so will sie es einmal bei Steen versuchen.

Schüchtern steht sie im Laden, ein wenig erschrocken über die heiser rasselnde Türschelle.

Steen, der aus seinem Stübchen durch die schmale Tür auftaucht, die zwischen den Packen alter Kleider, die links und rechts davon gedrängt an der Wand hängen, auf den ersten Blick kaum zu erkennen ist, mustert sie mit schnellen, unter seinen dichten, grauen Augenbrauen hin- und herschießenden Blicken, wie es seine Art ist, wenn ein unbekannter Kunde seinen Laden betritt. Er runzelt die Stirn und erwartet, daß ihm die Kleine etwas zum Kauf anbietet, die in ihrem sassebern Kleidchen, das Haar schlicht gescheitelt, die großen blauen, offenen Augen fast ein wenig ängstlich auf Steen gerichtet, noch immer in der Nähe der Haustüre steht. Er weiß schon, so zaghafte Kunden wie die Kleine da, wollen etwas anbieten, nicht etwa kaufen.

Nein, kotzert sie auf seine Frage, sie möchte einen Ring aussuchen.

Steen öffnet, ein wenig verdutzt, daß er sich getäuscht, den Glaskasten auf der Zahlbank, nimmt das Sammetkästchen mit den Ringen hervor und bittet näherzukommen. Ob der Ring ein wenig teuer sein dürfte?

Nein, nicht allzu teuer.

Nun, sie soll nur aussuchen. Es sind ja Ringe genug da.

Mit deutlicher Hast und Unruhe beginnt sie die Ringe zu mustern. Jedesmal, wenn jemand draußen auf der Gasse vorübergeht, zuckt sie zusammen, in Furcht, daß jemand eintreten könnte, als dürfte niemand wissen, was sie hier tut.

Lange kann sie sich nicht entscheiden.

Ob es ein Herrenring sein soll?

Ob er einen Stein tragen darf, oder ob es nur ein schlichter Reif sein soll, so wie ein Verlobungsring etwa?

Sie errötet noch tiefer. Nein. . . ach. . . darüber hat sie eigentlich nicht nachgedacht. . . Sie wird schon einen herausfinden, der ihr gefällt.

Der dort mit den beiden Saphiren ist doch sehr hübsch? Oder der Opal? Den soll sie mal bei Tage sehen!!

Zuletzt wählt sie einen, der einen grünlichen Stein trägt, in den eine kleine blasse Rose eingelegt ist.

Mit rotem Kopfe, den Ring krampfhaft in die Hand gepreßt, verläßt sie einige Augenblicke später den Laden und kommt mit klopfendem Herzen heim.

Heute muß sie den Ring noch bewahren. Aber morgen muß sie Abschied nehmen. . . da will sie ihm den Ring schenken, daß er sie nicht vergißt. Uebermorgen geht die Kompagnie ins Feld.

Lange bleibt sie heute abend in ihrer Bodenkammer auf. Schlafen kann sie nicht. Vor Mitternacht gewiß nicht. Das Herz klopft ihr vor Erwartung, vor Qual und Glück. Passen wird ihm der Ring. Ihr ist er ein Stückchen zu weit. Sie muß schon den Mittelfinger nehmen. Sie rückt das Licht näher und betrachtet ihn aufmerksam von allen Seiten. In die Innenseite ist das Wort „Hoffe" eingraviert, dahinter steht ein K. Was mag das K. einmal bedeutet haben? Karoline, Kunigunde, Klotilde? Den Namen Klotilde, der etwas ungewöhnlich ist, kennt sie aus einem der Groschenhefte, die sie so gern liest: Unglückliche Liebe oder Krieg und Tränen. Jetzt kann das K. ebensogut ihren Namen, Katharine, bedeuten. Aufmerksam betrachtet sie die Rose. So klein und zierlich, wie die in den grünen Stein gelegt ist. Neu muß der Ring einmal sehr, sehr teuer gewesen sein, denkt sie bewundernd. Eifrig beginnt sie ihn mit einem Tuche zu reiben, damit er ein wenig Glanz wieder erhält. Echtes Gold ist es, das hat Steen ihr versichert. Man sieht es ja auch auf den ersten Blick. So kann nur echtes Gold schimmern. . .

Mit diesem Abend beginnt für den Ring eine neue Geschichte. Die kleine, rote Rose, die er trägt, blüht nach kaum einer Woche auf den Feldern in Flandern, wandert nach Rußland, blüht verschwiegen auf den verschneiten polnischen Feldern. Der sie trägt, übersteht alle Strapazen, kommt heil aus allen Gefechten. Beinahe fängt er jetzt selbst an, zu glauben, daß ihn der Ring an seinem Finger schützt.

Katharinens Augen strahlen, wenn sie einen Brief von ihm bekommt, aber am glücklichsten ist sie, wenn er den Ring erwähnt, der ihn jeden Tag, jede Stunde an sie erinnert. Stand nicht „Hoffe" im Ring? Deswegen hat sie ihn ja damals gewählt!

Vom Dezember an blieben seine Briefe plötzlich aus. Wochen vergehen, Monate vergehen.

Katharine wird bleich, verzehrt sich heimlich in Sorge, die ihr das Herz abdrücken will. Wenn sie noch jemand hätte, dem sie ihren Kummer mitteilen könnte, jemand, der ihr Herz etwas leichter machte. Sie verrichtet ihre Arbeit, wie sie es immer getan. Aber ihr ist, als täte sie alles die im Traum. Freilich, die gnädige Frau ist sehr genau, und sie muß sich schon zusammennehmen. Aber denken muß sie doch unausgesetzt daran.

Jeden Morgen späht sie heimlich aus dem Küchenfenster nach dem Briefträger, zitternd vor Freude, wenn er einem nicht vorübergeht. Aber für sie hat er immer noch nichts.

Sie hört von einer Bekannten, daß von ihrem Schatz seit Monaten keine Nachricht eingetroffen ist, bis sie endlich erfahren hat, daß er in Gefangenschaft geraten ist. Das wirkt wie ein kühlender Trank bei brennendem Durst. Sie beginnt von neuem zu hoffen.

Als aber Wochen auf Wochen vergehen, beginnen die Zweifel wieder. Eine dumpfe Verzweiflung erfaßt sie. Nein, sie will nicht mehr hoffen, kann nicht mehr hoffen. . .

Und doch will das Herz sich die letzte Hoffnung nicht nehmen lassen, will sich nicht zur Ruhe geben, wie ein Vogel, der selbst bei der sinkenden Nacht noch singt. Wenn sie nur Gewißheit hätte, endlich wüßte, woran sie ist.

An seine Eltern kann sie sich nicht wenden. Die wissen ja nicht einmal, daß ihr Fritz sie liebt. Sie muß allein bleiben mit ihrer Angst um ihn, sie darf nicht hingehen, nicht fragen.

Zuletzt wendet sie sich an die amtliche Auskunftsstelle. Dort sagt man ihr dann: Vermißt seit dem 27. November.

Vermißt? Das heißt, daß er tot ist?

Nein, das heißt es nicht. Es kann ebensogut sein, daß er gefangen ist. Freilich, mit Sicherheit kann man es nicht sagen, und nach so langer Zeit würde ja wahrscheinlich längst Nachricht von ihm da sein, wenn er in Gefangenschaft geraten wäre. Er kann auch verwundet liegen geblieben, kann irgendwo in Pflege sein, aber — mit Achselzucken — kann auch gefallen und nur nicht gefunden sein. Man kann es nicht wissen. Aber man ist gern bereit, ihr Nachricht zu geben, sobald man einen sichern Bescheid erhält. Wenn sie ihre Adresse abgeben will. . .

Nein, sie will lieber noch einmal wieder anfragen. —

Wenige Tage später kommen bei seinen Eltern Uhr, Brustbeutel und Fingerring an.

Da steht es nun schwarz auf weiß: Gefallen am 27. November an der Front in Polen, aufgefunden am 29. Januar.

Wochenlang hat die kleine, blasse Rose am Finger eines Toten in einem der tiefen Wälder in Polen geblüht.

Seine Eltern schütteln den Kopf. Nein, der Ring hat ihm nicht gehört. Die Uhr — ja. Die hat ihm sein Vater zur Konfirmation geschenkt. „Hoffe", steht in dem Ring und ein K dahinter? Nein, das kann Fritzens Ring nicht sein. Er hat ja nie einen getragen. Aber es ist ja möglich, daß er ihn im Felde von irgend jemand geschenkt bekommen. . . Der Ring sieht so merkwürdig fremd aus.

An die kleine Katharine Dünzelmann, die zur selben Zeit in der Küche in Wallstraße 10 steht und Schüsseln spült, denkt niemand.

Vor ihrem Fenster zieht gerade eine Kompagnie vorbei, stramm und fest. Aus kräftigen Kehlen klingt's über die Gasse:

Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier!
Im Rosengarten will ich deiner warten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee! — —

Englands Postträubereien.

Wie das Londoner Auswärtige Amt sie zu rechtfertigen sucht.

Das britische Auswärtige Amt veröffentlichte unlängst den Befund der auf den Dampfern „Frisia", „Tubantia" und „Rijndam" beschlagnahmten Post. Es wurden gefunden auf der „Frisia" Pforzheimer Schmuckwaren, Doubleketten, goldene Ohrringe, Armbänder und Ringe, für Spanien bestimmt; 389 Pakete Ansichtspostkarten, meist für Südamerika, Violinsaiten für Brasilien, Musikalien für Spanien, 8 Pakete Farben für Brasilien, 45 Pakete Phantasieknöpfe für Spanien, Maschinennadeln von Chemnitz nach Spanien und von Hamburg nach Argentinien, 3 Pakete Photographierahmen von Berlin nach Brasilien, 352 Pakete Modejournale. — Eine große Anzahl der in den Paketen enthaltenen Waren waren als „Muster ohne Wert", „Drucksache" usw. bezeichnet.

Die „Tubantia" hatte u. a. an Bord 4 Säcke feinsten Paragummi, in Blöcken und Streifen, alles in Paketen von je 1 Pfund, insgesamt 73½ Pfund, mit „Muster ohne Wert" bezeichnet von Brasilien nach Hamburg, 7 Pakete Wolle — Mustergröße — von Uruguay nach Berlin.

„Rijndam" enthielt an feindlicher Post 60 Prozent Zeitungen, 30 Prozent Propaganda-Material, 10 Prozent Waren, alles feindlichen Ursprungs und in den meisten Fällen an Firmen mit deutschen Namen in den Vereinigten Staaten.

Die Veröffentlichung schließt mit den Worten: „Die obigen Einzelheiten zeigen, in welchem Umfange die Post oft feindlicherseits benutzt wird, um Waren unter Umgehung der Beschränkungen, welche die englische Regierung vorsieht, zu versenden. Es läßt sich selbst bei größter Anstrengung der Phantasie nicht einsehen, daß die Mehrzahl der oben genannten beschlagnahmten Artikel „Postsachen" oder „Muster" sind, welche sich allein des Vorrechts der Postsendungen erfreuen."

Zu Obigem bemerkt eine deutschländische Zeitung: Es sind wunderliche, aber durchaus britische Gedankengänge, mit denen das Londoner Auswärtige Amt seine Postträubereien zu rechtfertigen sucht. Daß die Briefpost auf neutralen Schiffen von der Beschlagnahme frei ist, vermag die englische Regierung nicht zu bestreiten. Also stellt sie die neue Lehre auf, die Post dürfe nicht dazu „benutzt" werden, um „Waren unter Umgehung der Beschränkungen, welche die englische Regierung vorsieht, zu versenden." Aber die Versendung kleinerer Warenmengen als „Warenproben" und „Muster" ist eine durchaus berechtigte und von der Post längst anerkannte Uebung des Verkehrs, und nicht die englische Regierung hat darüber zu bestimmen was mit der Briefpost versandt werden darf, sondern die internationalen Postverträge. Die „Beschränkungen", welche die britische Regierung dem Handel aufzuerlegen sucht, um Deutschland völlig abzuschnüren, sind völkerrechtswidrige Willkür. Aber es mag von britischem Standpunkt aus nur folgerichtig sein, wenn diese Verletzungen des Völkerrechts nun als Norm für die Behandlung des internationalen Postverkehrs aufgestellt werden. Unter den auf den genannten Postschiffen beschlagnahmten Sendungen befinden sich solche, die unter gar keinen Umständen als Bannware angesehen werden können, die vielmehr von England nur beschlagnahmt werden, weil sie in Deutschland hergestellt sind. Diese von Deutschland aus ins Ausland gehenden Waren wären nach der Pariser Seerechtsdeklaration auf neutralen Schiffen von der Beschlagnahme frei, auch wenn sie nicht mit der Post, sondern als gewöhnliche Schiffsfracht versandt wären. England kümmert sich weder um diese allgemein anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts, noch um die Beschlagnahmefreiheit der Post. Wenn aber das Londoner Auswärtige Amt die angebliche Umgehung der von ihm willkürlich angeordneten Beschränkungen des Handels als Grund seines Postraubes anführt, was kann es dann dafür anführen, daß es auch denjenigen Teil der Briefpost, der wirklich nur Briefe und schriftliche Mitteilungen enthält, wegnimmt, daß es daraus die Geschäftsgeheimnisse neutraler Firmen mit derselben Niederträchtigkeit ausspioniert und ausnützt, wie diejenigen Deutschlands, und daß es also eine Maßregel, für die es politische und militärische Gründe anführt, tatsächlich zu schnödester Freibeuterei benützt? Die Mitteilung der Foreign Office enthält darüber nichts. Es ist immerhin bemerkenswert, daß auch der Witz des Londoner Auswärtigen Amts es nicht fertig gebracht hat, für diese Form des Seeraubs einen Grund zu finden.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Sommerkleid für junge Mädchen. No. 1670.

Wie veränderungsfähig einfache Sommerkleider sind, ist an diesem Modell ersichtlich. Obwohl für junge Mädchen von 16, 18 und 20 Jahren bestimmt, kann es doch auch Damen von kleiner Figur in der letzten Größe bedienen, da das Schnittmuster reichlich weit gehalten ist. Zur Ausführung geeignete Stoffe sind Seiden und zarte Baumwollstoffe, „Poplin" und Gabardine. Der Rock ist in drei Teilen geschnitten, die stufenweis übereinander gesetzt sind. Die Bluse hat glatten Rücken und gekreuzte Vorderteile. Für die mittlere Größe werden 6½ Yards Material bei 36 Zoll Breite gebraucht.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — ...
Größe .... bei Kinderstachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....